

NADINE MATHESON

JIG SAW

THRILLER

MAN

IM ZEICHEN DES KILLERS

lÜbbe

INHALT

Cover	
Über dieses Buch	
Über die Autorin	
Titel	
Impressum	
Prolog	
Kapitel 1	
Kapitel 2	
Kapitel 3	
Kapitel 4	
Kapitel 5	
Kapitel 6	
Kapitel 7	
Kapitel 8	
Kapitel 9	
Kapitel 10	
Kapitel 11	
Kapitel 12	
Kapitel 13	
Kapitel 14	
Kapitel 15	
Kapitel 16	
Kapitel 17	
Kapitel 18	
Kapitel 19	
Kapitel 20	
Kapitel 21	
Kapitel 22	
Kapitel 23	
Kapitel 24	

Kapitel 25
Kapitel 26
Kapitel 27
Kapitel 28
Kapitel 29
Kapitel 30
Kapitel 31
Kapitel 32
Kapitel 33
Kapitel 34
Kapitel 35
Kapitel 36
Kapitel 37
Kapitel 38
Kapitel 39
Kapitel 40
Kapitel 41
Kapitel 42
Kapitel 43
Kapitel 44
Kapitel 45
Kapitel 46
Kapitel 47
Kapitel 48
Kapitel 49
Kapitel 50
Kapitel 51
Kapitel 52
Kapitel 53
Kapitel 54
Kapitel 55
Kapitel 56
Kapitel 57
Kapitel 58
Kapitel 59
Kapitel 60

Kapitel 61
Kapitel 62
Kapitel 63
Kapitel 64
Kapitel 65
Kapitel 66
Kapitel 67
Kapitel 68
Kapitel 69
Kapitel 70
Kapitel 71
Kapitel 72
Kapitel 73
Kapitel 74
Kapitel 75
Kapitel 76
Kapitel 77
Kapitel 78
Kapitel 79
Kapitel 80
Kapitel 81
Kapitel 82

ÜBER DIESES BUCH

Der menschliche Körper ist ein wunderbares Puzzle, einzigartig in seiner Präzision und seiner aufeinander abgestimmten Perfektion!

Der Jigsaw Man liebt Puzzle über alles. Doch ein perfektes Puzzle ist nur eines, das in seine Einzelteile zerlegt ist. Nur so kann er die wahre Schönheit erkennen - indem er jedes Teil für sich betrachtet. Hände, Füße, Beine, Arme, Köpfe. Welche Freude! Und wahre Freude muss man teilen, nicht wahr? In der ganzen Stadt ...

ÜBER DIE AUTORIN

Nadine Matheson wurde in Deptford in Südwest-London geboren und ist dort auch aufgewachsen. Sie arbeitet als Verteidigerin in Strafrechtsverfahren, kennt also die Welt ihrer Serie genau. Darüber hinaus hat sie den Schreibwettbewerb der Londoner Universität gewonnen, THE JIGSAW MAN ist ihr erster Roman.

NADINE MATHESON

**JIG
SAW
MAN**

**IM ZEICHEN
DES KILLERS**

THRILLER

lÜbbe

Vollständige eBook-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Deutsche Erstausgabe

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2019 by NJ Matheson Ltd.
Titel der englischen Originalausgabe: »The Jigsaw Man«
Originalverlag: HarperCollins

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2020 by Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Ralf Reiter
Umschlaggestaltung: Massimo Peter-Bille
eBook-Erstellung: hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-7325-8810-7

www.luebbe.de
www.lesejury.de

Prolog

06:44 Uhr. Greenwich Pier, Ebbe, und Jacob Thomas geht mit seinem Hund am Ufer spazieren. Dass er gleich Leichenteile finden wird, damit rechnet er nicht. Er geht über grauen Lehm, nasse Kiesel und Glassplitter. Holzstücken und weggeworfenen Autoreifen weicht er aus. Als er Petra, seine Hündin, von der Leine lässt, fällt ihm auf, dass etwas auf dem Boden das Sonnenlicht reflektiert. Er bückt sich und zieht vorsichtig daran. Gestern hat er eine Anstecknadel aus dem Mittelalter und eine römische Münze gefunden, heute ist es nur ein Stück von einer Badewannenkette. Enttäuscht steht er auf und sieht, dass seine Hündin im Schlamm an etwas schnüffelt. Es ist Spätsommer, die Hitzewelle hält noch immer an. Tatsächlich steigen die Temperaturen sogar noch immer von Tag zu Tag. Jacob wischt sich beim Gehen den Schweiß von der Stirn. Sein billiges Polyester-T-Shirt klebt an den Speckwülsten um seinen Bauch. Um 06:48 Uhr erreicht er die Hündin und sieht, was ihre Aufmerksamkeit erregt hat.

»Ach du Scheiße ...«

Jacob packt die Hündin an ihrem blauen Halsband und zieht sie zurück. Adrenalin strömt durch seinen Körper, und er spürt den Puls in den Ohren. Das gleiche Gefühl hatte er auch schon gestern, als er die römische Münze entdeckt hat. Neugier gemischt mit Aufregung. Beides verfliegt rasch. Jetzt überwältigen Ekel, Angst und Übelkeit ihn. Seine freie Hand zittert, während er das Handy aus der Tasche zieht. Es fällt zwischen die nassen Kiesel. Jacob wischt das Display an der Jeans ab und prüft, ob die Kamera sauber ist. Dann fotografiert er den abgetrennten Arm.

Eine Meile entfernt überwacht Heather Roszicky, eine Professorin für Archäologie, eine Gruppe von Studenten im zweiten Jahr bei der Feldarbeit am Ufer der alten Deptford-Werft. Heather lehnt an der Ufermauer, schaut auf ihre Uhr und seufzt. Noch vier Stunden bis zur Flut, aber sie will einfach nur weg und zurück in ihr Büro. Sie muss endlich das Manuskript ihres Buches über den Niedergang der Flussarchäologie in London fertigstellen, bevor ihr Lektor seine Drohung wahrmacht und ihr den Hals durchschneidet. Sie hat den Abgabetermin nämlich schon zweimal versäumt, und ihr Vorschuss ist mittlerweile aufgebraucht.

Ein lauter Schrei zerreißt die ruhige Luft, und Heather sieht eine ihrer Studentinnen auf sie zu rennen, ein Mädchen mit Namen Shui. Die restlichen Studenten weichen derweil langsam von den moosbewachsenen Felsen zurück. Shui stolpert über ein Stück Holz und stürzt zu Boden.

»Was ist denn los?«, verlangt Heather zu wissen.

Shui schüttelt den Kopf und bricht in Tränen aus, als Heather sie in die Höhe zieht. Die Studenten reden laut miteinander, und plötzlich laufen sie alle auf Heather zu. Irgendjemand packt sie am Arm und zieht sie zu den verfaulten Stufen einer alten Anlegestelle. Heather sprzt, wie ein Schrei in ihrer Kehle aufsteigt, als sie in das verschlammte Wasser blickt und inmitten der schwarzen und grünen Holzstcke einen kopflosen Torso sieht.

Christian Matei, ein Kchenbauer, geht in Richtung 15 Nelson Mews, die letzte Sackgasse an der Watergate Street in Deptford. Der Fluss ist nicht weit entfernt, und Christian glaubt, das Schreien einer Frau zu hören, doch dann wird er von jemandem abgelenkt, der Trompete spielt, und zwar schlecht. Als er sich dem Haus nähert, öffnet er das Tor und wirft seinen leeren Kaffeebecher in Richtung der Mülltonne, die in der Einfahrt steht.

»Scheiße«, knurrt er auf Albanisch, seiner Muttersprache, als der Becher an der Mülltonne abprallt und auf den Boden fällt. Als er sich bückt, um den Becher wieder aufzuheben, erregt etwas seine Aufmerksamkeit. Einen halben Meter entfernt tanzt ein Fliegenschwarm um ein Objekt auf dem Boden neben einem weggeworfenen Autoreifen. Galle gemischt mit Kaffee sammelt sich in Christians Hals. Kurz darauf bedeckt sein Erbrochenes die Fliegen, die über das verfaulte Fleisch eines abgetrennten Beins krabbeln.

Kapitel 1

Das Wichtigste war, ruhig zu bleiben. Er durfte nicht sehen, dass er sie getroffen hatte. Wieder einmal.

»Rob, dafür habe ich keine Zeit. Ich werde zu spät zur Arbeit kommen«, sagte Henley, als sie sich die Wagenschlüssel vom Sideboard schnappte und zur Tür ging.

»Genau das ist das Problem. Das hast du nie. Du ...«

Das Knallen der Haustür erstickte den Rest seiner Worte, aber sie wusste ohnehin, wie es weiterging.

Du hast nie Zeit. Für dich kommt die Arbeit immer zuerst.

Detective Inspector Anjelica Henley schaute zu dem Reihenhauses mit der frisch gestrichenen blauen Tür zurück. Nicht zum ersten Mal fragte sie sich, was es wohl über sie aussagte, dass sie mit Vergewaltigern und Mördern glücklicher war als mit ihrem eigenen Mann. Sie fühlte, dass ihre Wut schneller zunahm als die Hitze in der Luft. Als sie ins Auto stieg, zeigte das Thermometer auf dem Armaturenbrett vierundzwanzig Grad, und dabei war es noch nicht einmal halb acht. Da sie jedoch gegen den Verkehr fahren musste, würde sie nur fünfzehn Minuten brauchen, um von ihrem falschen heimischen Idyll in Brockley in die relativ vernünftige Welt des Dezernats für Serienmorde zu kommen, die sogenannte SCU. Sie betrachtete ihr Spiegelbild im Rückspiegel. Sie hatte das Haus viel zu schnell verlassen und vergessen, die kleine Narbe auf ihrer rechten Wange und die dunklen Ringe unter den Augen abzudecken. Das Klingeln ihres Handys unterbrach die neuesten Verkehrsmeldungen von BBC London. *Stephen Pellacia* stand auf dem Display.

»Wo steckst du?«

»Auch dir einen guten Morgen. Ich bin auf dem Deptford Broadway. In gut zehn Minuten bin ich da«, antwortete Henley.

»Komm nicht aufs Revier«, sagte Pellacias Stimme aus den Lautsprechern. Er sprach schnell, als versuche jemand anders, seine Aufmerksamkeit zu erregen. »Du musst einen kleinen Umweg machen, zum Ende der Watergate Street.«

»Zur Watergate Street? Warum das denn? Ich habe viel zu viel gegen dich in der Hand, als dass ich den Laufburschen für dich spielen müsste.«

»Wir haben einen Fall. Ein Haufen Körperteile ist in der Gegend verstreut gefunden worden. Es ist allerdings noch zu früh, um zu sagen, ob sie alle zum selben Opfer gehören oder ob wir es mit mehr als einem zu tun haben. Ramouter ist schon unterwegs. Er wird dich da treffen, und ...«

Henley machte eine Vollbremsung, als plötzlich ein Moped vor ihr kreuzte. Sie war sofort angespannt, als hätte man einen Schalter umgelegt. »Was meinst du damit, Ramouter ist schon unterwegs? Warum hast du denn nach dem geschickt?« Sie versuchte zwar, ihren Ärger zu verbergen, doch es gelang ihr nicht. »Wie kommst du darauf, dass ich ...?«

Pellacia ignorierte sie. »Ich schicke dir die CAD-Details.«

Henley schlug mit der Hand aufs Lenkrad. Das Letzte, was sie jetzt brauchte, war ein übertrieben enthusiastischer, unerfahrener Detective, der ihr an den Fersen klebte, ein gottverdammter Azubi.

Die Watergate Street, unweit der verstopften Creek Road, war um 07:40 Uhr für gewöhnlich ein ruhiges Wohngebiet, doch jetzt standen die Bewohner vor ihren offenen Haustüren und fragten sich, warum gerade ein Korso von Streifenwagen durch ihre Straße gefahren war. Trotz der hellen Sonne am wolkenlosen blauen Himmel herrschte in der Straße ein geradezu unheimliches Zwielficht. Die Äste

mächtiger Kirschbäume bildeten ein fast undurchdringliches Dach über dem Asphalt. Henley parkte gegenüber einem Pub mit Namen *The Admiral*, nur ein paar Meter von der Polizeisperre entfernt, an der sich ein kleines Grüppchen Gaffer versammelt hatte. Mehrere Fahrzeuge bremsten ab und wendeten nach rechts, als sie erkannten, dass ihre übliche Abkürzung zur Rushhour gesperrt war. Detective Constable in Ausbildung Salim Ramouter stand auf der anderen Seite des Absperrbands, ein kurzes Stück von den Gaffern entfernt. Er trug einen eleganten marineblauen Anzug, ein weißes Hemd und eine Krawatte, und Henley sah, dass seine schwarzen Schuhe glänzten. Ramouter war neu im Team, aber nicht neu bei der Polizei. Dennoch wirkte er wie ein Frischling, der noch nicht wirklich mit der Realität in Kontakt gekommen war, die ihn von nun an auf den Straßen Londons erwartete. Pellacia hatte Henley gesagt, für Ramouter sei Detective Sergeant Stanford verantwortlich, dass Stanford ihm zeigen würde, wo's langgeht. Sie selbst hatte Ramouter kaum Aufmerksamkeit geschenkt, als Pellacia ihn vorgestellt hatte. Er wirkte größer, als sie ihn in Erinnerung hatte, über einen Meter achtzig. Auch trug er einen Bart, von dem Henley vermutete, dass er damit seine Jugend verbergen wollte.

Ramouter verschränkte immer wieder die Arme vor der Brust und dann hinter dem Rücken. Henley gefiel nicht, wie eifrig und unvorbereitet er wirkte, aber sie selbst sah gerade auch nicht wie die Autorität in Person aus. Sie trug Jeans, Turnschuhe, ein Wonder-Woman-T-Shirt und einen Blazer, der schon seit einer Woche auf dem Rücksitz ihres Autos lag. Das war mehr fürs Büro geeignet und weniger für einen leitenden Beamten am Tatort.

»Guten Morgen, Inspector.« Ramouter streckte die Hand aus. Henley ignorierte sie.

»Wo ist Stanford?« Sie zeigte einem Uniformierten ihren Dienstausweis, der daraufhin das Absperrband hob.

»Er ist mit Uniformierten und Kriminaltechnikern auf dem Weg zu dem Tatort in Greenwich«, antwortete Ramouter, zog seine Hand zurück und folgte Henley. Kurz blieben sie vor 15 Nelson Mews stehen. Zwei Beamte in blauen Overalls kauerten am Boden und sicherten Beweise, ein dritter machte Fotos von der Einfahrt. Die Haustür stand offen, und Henley sah eine weibliche Beamtin im Flur. Sie sprach mit einem jungen Mann.

»Ihnen ist doch klar, wo wir hingehen, oder?«, fragte Henley, als Ramouter die Hand aufs Tor legte.

»Wir gehen zu Mr. Matei, um ihn zu befragen.«

»Ja, und wenn wir damit fertig sind, dann schlage ich vor, Sie bitten einen der Kriminaltechniker um ein Paar Überschuhe, wenn wir zu den Stufen kommen.«

Henley sah Angst in Christian Mateis bleichem Gesicht. Sanft legte sie ihm die Hand auf den Arm. Er zitterte immer noch. Henley spürte das Zittern unter seiner Haut, während sie immer wieder kurz zur Treppe schaute. Nahezu übergangslos schaltete sie von angepisst auf warmherzig und empathisch um. »Würden Sie vielleicht gerne in ein anderes Zimmer gehen?«, fragte sie.

»Ich muss nach Hause«, erwiderte Matei.

Sein albanischer Akzent war stark ausgeprägt, doch sein Englisch war perfekt. Seine Worte waren präzise und beherrscht, als hätte er sie mehrmals im Kopf geübt, bis er selbstbewusst genug war, sie auch laut auszusprechen.

»Wie lange arbeiten Sie schon hier?«, fragte Henley, trat kurz von ihm weg und schloss die Tür.

»Seit zwei Tagen. *Wir* haben gerade damit begonnen, das Haus zu entkernen.«

»Wem gehört das Haus?«

Er zuckte mit den Schultern. »Ich habe ihn nie kennengelernt ... mein Chef aber schon.«

»Und wie heißt Ihr Chef?«

»Raymond Da Silva. Ihm gehört das Bauunternehmen.«

»Großartig«, sagte Henley und schrieb die Information in ihr Notizbuch. »Sie haben gesagt: Wir haben gerade damit begonnen, das Haus zu entkernen. Wer arbeitet denn noch mit Ihnen hier?«

»Darren. Er hat mir heute Morgen eine SMS geschickt, dass er sich verspäten würde. Das war kein Problem. Ich habe einen Schlüssel. Ich habe meinen Kaffee ausgetrunken, den Becher weggeworfen, und dann habe ich ... dann habe ich die Fliegen gesehen.« Er wurde wieder bleich. »So viele Fliegen.«

»Ist schon okay. Möchten Sie etwas Wasser?«

Christian Matei schüttelte den Kopf und winkte ab.

»Und dann haben Sie die Polizei angerufen?«, fragte Henley.

»Nein. Nein. Ich konnte nicht. Ich weiß nicht, warum ... Ich bin einfach ins Haus gerannt. Darren kam gut zehn Minuten später, und er hat dann die Polizei gerufen.«

Es war nicht weit von 15 Nelson Mews zu den Watergate Steps, wo die Straße zu einer schmalen Kopfsteinpflastergasse wurde. Am Ende der Gasse befand sich ein öffentlicher Park. Henley schaute in den Park, als sie daran vorbeigingen. Eine Gruppe von Studenten saß dort auf den Bänken an einem Teich. Daneben standen eine ältere Frau und ein chinesisches Mädchen. Sie sprachen mit einem Polizisten.

»Das ist Heather Roszicky«, sagte Ramouter. »Sie hat den ...«

»Ich weiß, was sie gefunden hat.«

Auf dem Weg die Gasse hinunter wurde der Geruch des Flusses immer stärker. Es war eine Mischung aus abgestandenem Wasser und Motoröl. Henley hörte das Wasser auf dem Kies plätschern. Dank der baulichen Neugestaltung in den letzten Jahren endete die Gasse nicht länger an den Watergate Steps, die zum Fluss hinunterführten. Rechts befand sich eine große Terrasse,

die an den Borthwick-Kai grenzte, wo die alte Fleischfabrik mit ihren Kühlhallen einer Mischung aus teuren Wohn- und Geschäftsgebäuden gewichen war.

Anthony Thomas, ein erfahrener Tatortermittler, tauchte oben auf der Terrasse auf und zog seine lilafarbenen Gummihandschuhe aus. Zum letzten Mal hatte Henley vor zwei Jahren mit ihm an einem Tatort zusammengearbeitet. Jetzt versuchte sie, die Erinnerung daran in eine ganz weit entfernte Schublade ihres Verstandes zu schieben. Dennoch sah sie unwillkürlich ein verschwommenes Bild von Anthony, der sie sanft in einen Raum führte, wo sie sich auf eine große Plastikplane stellen sollte. Die Klimaanlage ließ sie frösteln, und sie bekam eine Gänsehaut. Sie hörte nicht wirklich, was Anthony sagte, während er unter ihren Fingernägeln kratzte, durch ihr Haar kämmte und darauf wartete, dass Beweise zu ihren Füßen fielen. Henley war übel gewesen. Sie hatte Angst gehabt und sich verwundbar gefühlt, während der Arzt sie untersucht und ihre Verletzungen auf eine Körperkarte eingetragen hatte, die er auf ein Stück Papier gezeichnet hatte. Die Erkenntnis, dass *sie* das Verbrechen war, ein Ding, das man untersuchen musste, hatte sie wie ein Schlag in die Magengrube getroffen. Das schmerzte sie mehr als das Messer, das ihr in den Bauch gedrungen war. Sie hatte dafür trainiert, Detective zu sein, nicht Opfer. Dafür gab es kein Handbuch.

»Ich habe nicht damit gerechnet, dich hier zu sehen«, sagte Anthony. »Willst du es dir mal anschauen?«

»Muss ich wohl«, antwortete sie und deutete auf die Kiste zu Anthonys Füßen. Sie war dankbar dafür, dass er keine große Sache daraus machte, dass sie das erste Mal seit zwei Jahren das Büro verlassen hatte.

»Großartig. Genau wie in alten Zeiten«, sagte Anthony, bückte sich, griff in die Kiste und holte ein Paar blaue Überschuhe heraus. »Wer ist dein Freund?«

Henley stellte Ramouter vor und nahm die Überschuhe.

»Ah, ein Frischling. Ich habe auch einen.« Anthony deutete zu einem jungen Mann, der stocksteif hinter ihm stand und eine Kamera in Händen hielt. Er hatte seinen Overall bereits bis zum Hals geschlossen. Er wirkte wachsam, aber auch aufgeregt, während sein Blick zwischen Henley und Anthony hin und her zuckte. »Was für ein Spaß«, bemerkte Anthony mit einem Seufzen. »Ich sehe euch dann unten.«

»Kommen Sie«, sagte Henley zu Ramouter, als sie ihm die Überschuhe gab. »Gehen wir mal da runter und sehen uns an, womit wir es zu tun haben.«

Henley schaute auf den tätowierten Torso, der mindestens fünf Fuß von den schlammigen Wassern der Themse entfernt lag. Natürlich konnte der Torso einfach von der Strömung flussabwärts getragen worden sein, aber es sah so aus, als wäre er absichtlich zwischen den moosbedeckten Stufen und dem verrotteten, gebrochenen Holz des einstigen Piers platziert worden. Das Einzige, dessen Henley sich sicher sein konnte, war, dass sie es mit einem weißen Mann zu tun hatten, der offensichtlich eine Vorliebe für Manga- und Anime-Tattoos gehabt hatte. Die Beine waren am Oberschenkelhals abgetrennt worden, die Arme am Bizeps. Die Schnitte waren allerdings nicht so sauber wie die, die Henley vor ein paar Jahren gesehen hatte, ebenfalls an abgetrennten Gliedmaßen. Als sie die abgetrennten Arme, Beine, den Kopf und den Torso zum ersten Mal gesehen hatte, die man unter eine Eisenbahnbrücke in Lewisham geworfen hatte, da war sie wie erstarrt gewesen. Seitdem hatte sie gelernt, härter zu sein und ihre Gefühle abzuschotten. Henley hockte sich hin. Der Kopf war unmittelbar über dem Adamsapfel abgeschnitten worden. Kleine Knochenstücke steckten in der Luftröhre, die aus dem geronnenen Blut an dem zerfetzten Muskel ragte. Und da war gelbes Fett und

Bindegewebe, das an ein rohes Hühnchen erinnerte, das man zu lange an der frischen Luft gelassen hatte.

Kapitel 2

»Wie lange haben wir noch, bis die Flut kommt?« Henley blickte zum Fluss und betrachtete die kleinen Wellen, die sich an dem alten Pier brachen, der mit seinen gelben Warnschildern gut drei Meter aus dem flachen Wasser ragte. Sie schaute auf die Uhr. Seit dem ersten Notruf waren zwei Stunden vergangen. Ramouter drehte den Kopf in Richtung eines vorbeifahrenden Polizeiboots, doch für Henley war er nicht schnell genug. Deutlich sah sie das Unbehagen in seinen Augen. Der Anblick von blutigen Körperteilen hatte ihn zutiefst erschüttert.

»Ich habe online nachgesehen. Die Flut kommt um 09:55 Uhr«, antwortete Ramouter und trat um einen halb versunkenen Autoreifen herum. »Ebbe war um 03:15 Uhr, Sonnenaufgang um 06:32 Uhr. Das bedeutet ein Drei-Stunden-Fenster für jemanden ... wer auch immer das hier abgelegt und darauf gehofft hat, dass es jemand findet, bevor die Flut kommt. Korrekt?«

»Vielleicht«, räumte Henley ein. »Aber soweit wir wissen, könnte der Torso auch nach Sonnenaufgang hier abgelegt worden sein, oder er ist weiter flussaufwärts ins Wasser geworfen worden und hier gelandet.« Vorsichtig trat sie einen Schritt zurück und schaute die sanierte Glasfassade des Borthwick-Kais hinauf. Die Geschäftsräume, die sich zur Terrasse hin öffneten und den Fluss überblickten, waren leer. Nirgends waren Menschen oder Überwachungskameras zu sehen, und Henley bezweifelte, dass die lokalen Behörden die Verkehrsüberwachung bereits bis hierhin ausgedehnt hatten.

»Hat jemand den Torso angefasst?«, fragte sie Anthony, der gerade neben sie trat.

»Soweit ich weiß, ist alles noch genau so, wie er gefunden wurde. Die Frau, die ihn gefunden hat, hat ihn jedenfalls nicht berührt. Matei, dein Bauarbeiter, hat ja auch gesagt, dass er die Beine nicht angefasst hat, aber unglücklicherweise hat er daraufgekotzt. Ich habe auch mal einen kurzen Blick auf die Arme geworfen, die weiter flussabwärts gefunden worden sind, bevor ich hierhergekommen bin. So wie es aussieht, haben Schatzsucher ein wenig daran herumgestochert.«

»Schatzsucher«, seufzte Henley. »Die gibt es hier wohl überall.«

»Wir müssen schnell sein«, sagte Anthony und zupfte seine Handschuhe zurecht. »Wir versuchen, eine Beweiskette von der Gasse bis zum Torso aufzubauen. Ich bezweifle allerdings, dass unser Täter sich nach der Tat erst einmal hingeworfen und einen Kaffee getrunken hat.«

»Kaffee vielleicht nicht, aber wenn wir Ramouters Theorie ernst nehmen und die Leichenteile gezielt hier abgelegt worden sind, dann kennen der oder die Täter den Fluss ziemlich gut«, erwiderte Henley. »Wir lassen dich jetzt weitermachen. Ramouter und ich werden mal ein wenig spazieren gehen.«

»Wo gehen wir denn hin?«, fragte Ramouter.

»Wir werden uns mit Eastwood treffen.«

»Und so weit sollen wir zu Fuß gehen?« Ramouter holte sein Handy aus der Innentasche. »Laut Google Maps ist der Greenwich Pier eine Meile entfernt von hier.«

»Dein Leichenteilentzorger ist offenbar nicht der Einzige, der den Fluss gut kennt!«, rief Anthony Henley hinterher, als sie sich auf den Weg den Fluss entlang nach Greenwich machte.

Die Zwillingsskuppeln des Old Royal Naval College mit ihren goldenen Spitzen ragten in den wolkenlosen blauen

Himmel, und die kahlen Masten der *Cutty Sark* vervollständigten das historische Panorama, für das Greenwich weltberühmt war. Es war eine prachtvolle, weiß getünchte Version der Geschichte, die in krassem Gegensatz zu dem fauligen Dreck stand, den der Fluss ans Ufer spülte. Als sie bemerkte, dass sie das Geräusch von Ramouters Lederschuh auf dem nassen Kies nicht mehr hören konnte, blieb Henley stehen.

»Wo kommen Sie eigentlich her?«, fragte sie, während sie darauf wartete, dass Ramouter sich das Jackett auszog und die Krawatte lockerte. Sie ging näher ans Wasser heran. Die Flut kam langsam.

»Ich bin in West Bromwich geboren und mit zwölf nach Bradford gezogen.« Ramouter beugte sich vor und klopfte sich den Dreck von den Hosenbeinen. Oder zumindest versuchte er es, denn als er erkannte, dass er es damit nur noch schlimmer machte, verzog er das Gesicht. »Da gibt es jede Menge Moor, aber keine Flüsse. Mit dem Wagen wären wir doch sicher schneller gewesen.«

»Nein. Das hier ist schneller. Es sei denn, Sie sitzen gerne eine halbe Stunde im Stau, wenn die Creek Road Bridge hochgezogen wird.«

»Kennen Sie die Gegend gut?«

Henley ignorierte die Frage. Sie sah keinen Sinn darin, Ramouter zu verraten, dass sie den Weg auch blind gefunden hätte. »Wer auch immer den Torso da hinten abgelegt hat, er muss diesen Weg genommen haben. Es ergibt einfach keinen Sinn, hier runterzukommen, wieder zur Straße zu gehen und dann die Watergate Street raufzufahren. Besonders, da die Lichtverhältnisse zu dieser Zeit nicht sonderlich gut gewesen sein dürften.«

»Aber Leichenteile sind schwer.« Ramouter beschleunigte seinen Schritt, um Henley einzuholen. »Ein menschlicher Kopf wiegt mindestens acht Pfund.«

»Ich weiß.« Henley holte ihr Handy heraus, das zu klingeln begonnen hatte. Sie wusste, zu wem der Klingelton

gehörte, und so legte sie einfach auf.

»Kopf, Torso, Arme, Beine. Das sind sechs Körperteile.«

»Auch das weiß ich, Ramouter. Worauf wollen Sie eigentlich hinaus?«

»Ich will damit nur sagen, das ist eine Menge Gewicht, was da jemand um drei Uhr morgens durch die Gegend geschleppt hat.«

Henley zeigte nicht offen, dass sie dem zustimmte. Stattdessen holte sie ein schwarzes Haarband aus der Jackentasche und band ihre schwarzen Locken zu einem Pferdeschwanz. Sie hatte ganz vergessen, wie viel Kraft es kostete, das schräge Ufer entlangzuwandern. Als sie nach vorne blickte, sah sie, dass eine kleine Menschenmenge, eine Mischung aus touristischen Frühaufstehern und Studenten, sich oben versammelt hatte und auf die Szene unten blickte. Die Einheimischen auf dem Weg zur Arbeit waren den Anblick von Leichen gewohnt, die man aus dem Wasser zog. Die Sonne spiegelte sich auf den Handys, während die Gaffer versuchten, möglichst gute Bilder von den Männern in den blauen Anzügen zu schießen, die Beweise sammelten.

»Das ist schon ein bisschen gruselig«, rief DC Roxanne Eastwood, als Henley endlich den ersten Tatort erreichte. »Morgen, Ramouter. Nicht schlecht für Ihren ersten Tag, was?«

Henley hatte schon immer gedacht, dass Eastwood genauso aussah und sich auch so bewegte, wie man sich einen Detective vorstellte. Auch jetzt sah sie so aus. Sie hatte die Jackenärmel hochgekrempelt und hatte ein Notebook in der Hand. Sie war gut vorbereitet zum Fluss gekommen, und sie trug eine Jeans sowie Turnschuhe, die schon bessere Tage gesehen hatten.

»Morgen, Eastie. Na? Wie fühlt es sich so an, mal nicht im Büro zu sein?«, fragte Henley, während ihr Blick zu dem

Kriminaltechniker wanderte, der gerade einen Arm in einen schwarzen Sack steckte.

»Das sollte ich dich fragen«, erwiderte Eastwood, und ein Hauch von Sorge erschien in ihren Augen.

Henley wusste Eastwoods Mitgefühl zu schätzen, als sie ihr freundschaftlich die Hand auf die Schulter legte.

»Aber da du schon fragst ... Furchtbar. Ich glaube, ich habe einen Sonnenbrand.« Eastwood rieb mit der Hand über die leicht gerötete Stirn. »Die Kriminaltechniker sind gleich fertig. Nicht, dass sie viel zu tun hätten. Einfach eintüten und weg damit.«

»Wo ist Mr. Thomas?«

»Ah, unser illustrierter Schatzjäger. Als ich ihn das letzte Mal gesehen habe, war er auf dem Weg zu den Läden. Er hat gesagt, er bräuchte Wasser für seinen Hund. Einer meiner Beamten hat ein Auge auf ihn. Es würde mich nicht überraschen, wenn der Kerl schon Bilder von seinem Fund auf Instagram hochgeladen hat.«

»Ich will, dass er aufs Revier gebracht wird. Ramouter kann noch mal eine Aussage von ihm aufnehmen. Wenn er ein typischer Schlammkriecher ist, dann war er schon ganz früh hier und hat auf die Ebbe gewartet. Wo genau sind die Arme gefunden worden?«

»Da drüben.« Eastwood zog ihre Sonnenbrille herunter und deutete hinter Henley und zu den Wellen im Kielwasser einer vorbeifahrenden Fähre. Die Flut hatte die Stelle bereits überspült.

»Hat er sonst noch was gesagt?«

»Nur, dass er den zweiten Arm knapp einen Meter vom ersten entfernt gefunden hat.«

»Das ist eine wirklich eklige Spur von Brotkrumen«, bemerkte Henley.

»Das musst du mir nicht sagen, und bevor du nach den Verkehrskameras fragst: Davon gibt es hier zwar jede Menge, aber keine von ihnen ist auf den Fluss gerichtet.

Private Kameras sind unsere einzige Chance, aber ich bezweifle, dass wir da Glück haben.«

»Wir wissen ja noch nicht einmal, an welchem Ende des Flusses der Täter begonnen hat.« Henley trat einen Schritt zurück, als die nächste Welle bis fast an ihre Füße rollte. »Vielleicht hat er sich von der Watergate Street bis hierher vorgearbeitet, vielleicht aber auch andersrum, oder ...« Sie hielt kurz inne, als ihr Handy klingelte. Sie holte es heraus und ging dran. Nach ein paar Sekunden war der Anruf beendet.

»Das war Anthony. Der Pathologe ist gerade gekommen«, berichtete sie und wischte sich den Schweiß aus dem Nacken.

»Wir haben also zwei Arme, beide Beine und einen Torso«, sagte Ramouter, warf sich das Jackett über den Arm und strich die Falten heraus. »Aber wo ist der Kopf?«

Gute Frage. Henley drehte sich um und ging in Gedanken die Strecke zwischen den Fundorten durch. Da gab es eine Grundschule, zwei Kindergärten und einen Abenteuerspielplatz zwischen den Wohnungen und Häusern. Das Letzte, was sie jetzt brauchen konnten, war ein Kopf in einem Sandkasten.

»Kann ich mal schnell sehen?«, fragte sie die Kriminaltechnikerin, die die Arme gerade weggepackt hatte und jetzt in ihr Notizbuch schrieb.

»Sicher«, antwortete die Frau und legte das Notizbuch auf den Kies.

»Scheiße«, knurrte Henley, als die Kriminaltechnikerin den Sack öffnete und das Plastik auseinanderzog.

»Oh«, sagte Ramouter, als er Henley über die Schulter schaute. Beide blickten sie auf die Arme. Ein Arm war voller Schotter, und Tang klebte an alten Narben. Und der zweite Arm: schmales Handgelenk, der Ringfinger ein wenig länger als der Zeigefinger und gebrochene Fingernägel. Schwarze Haut. Henley erinnerte sich an Pellacias erste Worte.

Es ist allerdings noch zu früh, um zu sagen, ob sie alle zum selben Opfer gehören oder ob wir es mit mehr als einem zu tun haben.

»Rufen Sie DSI Pellacia an«, befahl Henley Ramouter, »und sagen Sie ihm, dass wir es mit mindestens zwei Mordopfern zu tun haben.«

Kapitel 3

Jeder Passant ging ganz natürlich davon aus, dass das Revier von Greenwich geschlossen war. Die blauen Rollläden an der Vorderseite waren seit drei Jahren nicht mehr hochgezogen worden, und zwei einsame orangefarbene Straßenkegel versperrten die Einfahrt zu dem leeren Parkplatz. Ein ausgebleichenes Poster auf einem blauen Notizbrett vor dem weißen Geländer am Fuß der Rollstuhlrampe lenkte alle potenziellen Besucher zum Revier von Lewisham um oder verwies auf die Telefonnummer 101, falls es sich nicht um einen Notfall handeln sollte. Die Einheimischen, die hier vorbeigingen, fragten sich immer, wann man das Gebäude wohl abreißen würde, damit man hier einen Apartmentblock mit Pförtnerdienst für die Reichen und einer Hintertür für die wenigen Glücklichen errichten würde, denen man hier eine Sozialwohnung zugewiesen hatte. Würden die Leute jedoch nach oben schauen, dann würde ihnen auffallen, dass im dritten Stock drei Fenster offen standen, aus denen Zigarettenrauch quoll.

Die Serial Crime Unit, das Dezernat für Serienmorde oder SCU, war vorübergehend im dritten Stock untergebracht, wobei »vorübergehend« hieß, dass die Beamten schon seit sechs Jahren hier saßen. Als die Metropolitan Police noch flüssiger gewesen war, hatte man DCSI Harry Rhimes mit diesem Dezernat belohnt, nachdem sein Team eine Bezirkskrankenschwester mit Namen Abigail Burnley verhaftet hatte, die fünfzehn Menschen auf dem Gewissen hatte, um die sie sich eigentlich hätte kümmern sollen. Serienmörder tauchten jedoch nicht mit schöner Regelmäßigkeit auf, und so beschäftigte sich das

Dezernat vornehmlich mit Vergewaltigungsfällen, Einbrüchen, Entführungen und Fällen, die viel zu extrem für die sechszwanzig Mordkommissionen waren, die in ganz London verstreut operierten. Sechs Jahre später saß Burnley eine lebenslange Freiheitsstrafe ab, Rhimes war seit acht Monaten tot, Pellacia hatte das Kommando über ein unterfinanziertes Dezernat übernommen, und Henley marschierte mit einem Gesicht wie Donnergrollen auf ihn zu.

»Wie kannst du es wagen ...?« Henley hielt Pellacias Bürotür nicht davon ab, mit lautem Knall ins Schloss zu fallen.

»Denkst du nicht, ein wenig Respekt wäre angebracht? Wie wäre es zum Beispiel mit: Wie kannst du es wagen, *Chef*?«

DSI Stephen Pellacia stand am Fenster. Er drückte seine Zigarette an der Wand aus und warf sie hinaus. Der Stress des Kommandos über die SCU begann sich in seinem Gesicht zu zeigen. Immer mehr graue Strähnen erschienen in seinen braunen Haaren, und die Ringe unter den Augen wurden dunkler und dunkler. Die Euphorie, den Chef spielen zu dürfen, war schon lange verflogen, und Rhimes' Fehlen hing noch immer schwer in der Luft. Die Blätter des Schreibtischventilators drehten sich träge, schafften es jedoch kaum, durch die schwüle Luft zu schneiden. Henleys Wut trug ihr Übriges zu der Hitze bei. Ihr verschwitztes Baumwoll-Top klebte am Rücken.

»Du hättest mich ruhig vorwarnen können, bevor du mich da rausgeschickt hast, und dann hast du mir auch noch einen verdammt Azubi aufs Auge gedrückt!«, knurrte sie.

»Warum ist das ein Problem? Du hast jetzt fast ein Jahr lang Innendienst gemacht. Ich dachte, du wärst ...«

»Das war nie ein *Problem*.« Henley spie das letzte Wort förmlich aus. »Du bist derjenige, der es für das Beste gehalten hat, mich hinter einen Schreibtisch zu stecken.«

»Und darüber hast du dich jeden Tag beschwert.«

Pellacia kniff die grünen Augen zusammen, und die kleinen Muskeln in seinem Kiefer zuckten vor Anspannung. »Schau mal ... Wir drehen uns hier im Kreis, und ich habe keine Zeit, mit dir zu streiten. Wir sind ja jetzt schon spät mit diesem Briefing dran. Es gibt viel zu besprechen, und ich werde im Yard erwartet.«

»Bevor wir anfangen ...« Henley atmete tief durch und zählte im Kopf bis drei. »Hast du schon eine Ahnung, wer der leitende Ermittler in diesem Fall sein wird? Je schneller ich den CRIS-Bericht updaten und die Übergabe vorbereiten kann, desto besser.«

»Ja, ja ... was das betrifft ...«, begann Pellacia, trat um sie herum und griff nach der Tür. »Da gibt es nichts zu übergeben.«

»Was meinst du damit, wir behalten den Fall?«

Die aufgeregte Stimme gehörte DC Roxanne Eastwood. Sie strich sich eine blonde Strähne aus der Stirn und beugte sich auf ihrem Stuhl vor. »Ich dachte, das sei nur eine einmalige Angelegenheit gewesen.«

»Ist es nicht«, erwiderte Pellacia mit fester Stimme und mied Henleys Blick.

Die Angehörigen des Dezernats hatten sich in einem Raum versammelt, der viel zu groß war für das Team. Einst hatten sich die Beamten ihre Arbeitsumgebung mit der Kriminal- und Schutzpolizei geteilt. Das Gebäude hatte vom Hämmern der Verdächtigen widergehallt, die in ihren Zellen auf die Rohre klopfen. Jetzt war das Einzige, was man gelegentlich in den Zellen fand, Stanford, der ein Nickerchen hielt. Das gesamte Team bestand nur noch aus Eastwood, Henley, DS Paul Stanford, der gerade auf dem Weg vom Old Bailey war, wo er in einem Vergewaltigungsfall als Zeuge diente, und jetzt auch Salim Ramouter. Das Sagen hatte Pellacia, und der verließ sein Büro heutzutage nur noch selten, es sei denn, er musste

sich bei seinen Vorgesetzten in New Scotland Yard melden. Die SCU wurde überdies noch von einem Verwaltungsteam unterstützt, bestehend aus Ezra, einem dreiundzwanzigjährigen Ex-Knacki und Computergenie, den Pellacia unter seine Fittiche genommen hatte, und Joanna. Niemand wusste, wie lange Joanna sich schon in den Polizeirevieren von Südost-London herumtrieb, und es wusste auch niemand, wie alt sie war, doch es herrschte Konsens darüber, dass sie ganz genau wusste, wie viele Leichen die Metropolitan Police im Keller hatte und wo.

»Wir sind ohnehin schon unterbesetzt«, beschwerte sich Eastwood. »Ich arbeite jetzt seit elf Tagen ohne Unterbrechung. Ich hatte nicht einen Tag frei, nicht einen. Und diese Woche müssen wir auch noch auf Stanford verzichten.«

»Das ist mir durchaus bewusst, Eastie.«

»Und als ich das letzte Mal nachgeschaut habe, da hatten wir sechs laufende Ermittlungen ...«

»Sieben«, korrigierte Joanna sie, als sie hereinkam. Sie brachte einen großen Pappkarton mit verschiedenen Frühstücksbestellungen aus dem Café auf der anderen Straßenseite. Sie stellte den Karton auf Eastwoods Schreibtisch. »Es sind sieben, wenn du den Job im Flusstal mitrechnest, bei dem wir ...«, sie hob die Hände und machte Anführungszeichen in der Luft, »... bei dem wir *beratend* tätig sind.«

Henley sah, wie Pellacia sich auf die Zunge biss und Eastwood mit den Augen rollte.

»Schau mal«, sagte Pellacia und klappte den Laptop auf. »Es gefällt dir ja vielleicht nicht, aber die anderen Morddezernate haben keine Kapazitäten mehr frei. Die Ermittlungen bleiben hier. Ist das klar?«

»Jaja.« Eastwood schüttelte den Kopf.

Pellacia drehte sich zu Henley um und forderte sie heraus, ihm zu widersprechen. »Da Stanford im Gericht